

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 148. Bromberg, den 11. August 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(18. Fortsetzung.)

„Ich hasse die Juden, Lindenberg, und denke auch diesen ungläubigen Wucherern einen Daum aufs Auge zu setzen, wenn ihre Zeit kommt, denn sie sind und bleiben Verräter am Blute unseres Herrn und Heilandes. Aber, und wäre es Simon der Schächer oder Judas Ischariot gewesen, der die dreißig Silberlinge trug, es hätte keiner ein Recht, es hätte sich keiner unterstehen sollen, wo ich den Blutbann habe, seine Hand an ihn zu legen. Oder zweifelst du?"

„Ich zweifeln, wo mein Herr spricht!"

„Und doch stehst du sinnend da? Bist du anderen Sinnes? Ich liebe freie Meinungen, auch wenn sie meiner entgegen sind."

„Ich bekenne, daß allerdings ein Zweifel eben auftauchte und wünschte wohl, daß mein gnädigster Herr mir da zu Hilfe käme. Gesetzt, was Ihr da eben anführtet, Judas Ischariot wäre es, der von Köpnick nach Berlin mit seinem Sündengelde zieht, und ich begegnete ihm im Walde, beim heiligen Johannes, ich glaube nicht, daß ich eine Sünde täte, wenn ich ihn auf den Kopf schlüge. Und wär' es, hilf mir Gott, ich glaube doch, ich tät es. Gnädigster Herr, mir scheint die Frage von Wichtigkeit. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist; verzeiht mir, ich spreche nur als Laie, aber ließe sich der Spruch hier nicht anwenden? Nein, Herr, auf die Gefahr Eurer Ungnade, die Gelegenheit ließ ich mir nicht entgehen. Ist Judas Ischariot nicht ärger als der Teufel, der doch vor unserm Heiland weichen mußte und konnte ihn nicht in Stricke und Versuchung bringen, wogegen Judas unsern Herrn in die Stricke seiner Feinde verraten hat? Den Teufel totzuschlagen, das könnte doch kein Gericht mir wehren, so es in meiner Macht stände. Die Frage scheint mir allen Ernstes wichtig genug, daß ein christlicher Fürst sie an die Universitäten schickte, damit man die Gutachten der theologischen Fakultäten darüber erführe."

„Die Fakultäten, Lieber, würden vielleicht antworten, daß kein Mensch ein Recht hat, auch nur den Teufel totzuschlagen, sintemal Gott ihn bestehen läßt, daß er uns zu unserm Heil versucht. Was nun Judas anlangt, so hat Gott es auch gefügt, daß weder Ihr noch ich ihm in der Köpnicker Heide begegnen könnt, da er längst seinem Gerichte verfallen ist. Auch ist nicht der geschlagen, sondern der Krämer Hedderici, und der ihn schlug, seid nicht Ihr, sondern es ist Gottfried Bredow. Was sagt Ihr dazu! Nicht wahr, es stehen Euch die Haare zu Berge."

„Die Sache fordert —"

„Die strengste Untersuchung. Die soll ihr werden."

„Gewiß die allerstrengste, gnädiger Herr. Und doch überschleicht mich ein Bedenken, ob es nicht geratener sei, die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen. Verzeiht mir, es ist nur eine Ansicht. Der Gerechtigkeit natürlich ihren vollen Lauf, aber das Wohl des ganzen Reiches, vor allem Eurer Selbst, Eurer erlauchten Familie kommt doch auch in Betracht. Die Macht, die Verbreitung der Bredows über das ganze Havelland, die halbe Zauche, wo sind nicht die Bredows, muß man nicht aus dem Auge lassen. Ich weiß wohl, es sind nicht mehr die Zeiten der Gänse von Puttlitz und der Quitzow, ich rede auch nicht von einem Aufstande, der zu fürchten wäre, Euer starker Arm würde ihn niederschlagen; Rücksichten aber hat jeder Fürst, insonderheit jeder christliche Fürst, und noch mehr einer, der nur für das Wohl seiner Untertanen lebt. Also ganz abgesehen von einer Furcht vor etwas, was mein hoher Herr nicht fürchten darf, Ihr schlügt einem Feinde in den Nacken, der furchtbar werden kann. Ich meine die Meinung, welche die Familie für sich hat. Sie haben in letzter Zeit sehr viel auf sich gehalten, man hörte seit dreißig Jahren nicht, daß ein Bredow auf der Straße lag. Welches Ärgernis gäbe ein Prozeß und gerade gegen eines ihrer Mitglieder, das sich des besten Rufes erfreute. Eine scharfe Gerechtigkeit, gegen ihn geübt, würden selbst die Gerechten verdammen."

„Es ist geschehen."

„Es ist noch nicht verlautbart; man kann es noch ungeschehen machen. Dieser lumpige Krämer läßt sich abfinden, wenn nicht mit wenigem, kann man viel geben. Die Bredows in Friesack würden tief in ihre Laden greifen, aber, wenn man Rat durchginge, ließen wir es nicht bis dahin kommen. Befehle mein Kurfürst, so würde ich mit Vergnügen selbst das Mittleramt übernehmen."

„Ich habe dem Feinde in den Nacken geschlagen, dem ich ins Auge sehen will", rief der Kurfürst aus, und seine Augen leuchteten vor edlem Zorn. „Morgen wird der Übertreter nach Berlin geführt, ich werde ihn richten. Auswendig, Lindenberg, willst du das Testament meines Vaters kennen, und hast doch schon seinen Inhalt vergessen. Legst du so die Wort aus:

> „Deinen Thron wirst du nicht besser befestigen, als wenn du den Reichen nicht nachstehst, wo sie die Geringen überwältigen, und wenn du Recht und Gleich einem jeden widerfahren lässest."

Ich will den Reichen nichts nachsehen, ich will gleiches Recht einem jeden schenken. Ist er's, dann beim Wohl meines Landes, bei meinem Schutzpatron, bei den Heiligen allen, beim höchsten Gotte, den Rücksichten einen Fußtritt, die zwischen mir und meiner Pflicht sich eindrängen wollen."

So hatte der Geheimrat seinen Herrn noch nicht gesehen. Auch Johannes Cicero, als er die fünfzehn Schlösser der Raubritter niedereißen, als er die Schuldigen richten, als er in Stendal das Henkersschwert walten ließ gegen die Aufrührer, so furchtbar hatte er ihm nicht gedünkt, als jetzt der Sohn. Der Sohn in seinem Zorn, der doch kaum aus dem Jünglingsalter zum Mann geworden. Welche Aussicht lag vor ihm!

Der Kurfürst mochte den Eindruck bemerkt haben, den seine Rede auf seinen Liebling hervorgebracht. Er setzte sich wieder und winkte ihm freundlich, neben ihm Platz zu nehmen.

„Ich mag es begreifen, wie es dich schmerzt, sie sind deines Blutes und Standes. Soll es mich aber nicht mehr schmerzen, der ich das Siegel und das Haupt bin ihres Bundes. Wie soll ich mit meiner Ritterschaft vor Kaiser und Reich bestehen, wo ich ihre Ehre verteidigen und vertreten soll und gleich geachtet wissen mit denen in Franken und Sachsen, in Schwaben, Westfalen und am Rheine, wenn sie hohnlachend auf sie weisen und sprechen: Sind das deine Ritter, die nachts in die Hürden brechen und Hammel und Ochsen stehlen und Gänse forttreiben? Damit ich da nicht erröten muß und weinen über alle, muß ich hier ausreuten das Unkraut vom Weizen. Mag dieser eine Mann nur dies eine Mal verfallen sein den Stricken der Versuchung, da tut es mir leid um ihn; mehr kann ich nicht, als ihn beklagen. Dann aber wird seine Bestrafung anders wirken, als du fürchtest; denn die Leute werden denken, wenn selbst ein langer untadelhafter Wandel vor dem Verbrechen und der

Strafe nicht schützt, wie muß da täglich jeder beten und stündlich auf sich acht haben, daß ihn der Böse nicht in einer schwachen Stunde beschleiche, wo die sündige Lust und der Kitzel dieser Stunde die Gedanken und Werke von vielen Jahren vernichtet."

Der Herr von Lindenberg schien wieder seine vorige Ruhe gewonnen zu haben.

„Euer Durchlaucht Gründe haben mich überzeugt. Es kann nur der leibhaftige Satan gewesen sein, der diesen Mann verführt hat, Satan, dessen Macht Euer Gnaden hochgelehrter Hofkaplan noch letzten Sonntag in der Predigt, so daß uns allen die Haare zu Berge standen, beschrieb. Auf die Aussage des Krämers ist nichts zu geben, er war von Angst und Schreck geblendet. Mir scheinen da geheimnisvolle Dinge im Spiel. Wie wenn man die Sache dem Freigericht übertrüge? Die heilige Feme, im Besitz uralter Überlieferungen, ist in diesen geheimen Dingen sicherer, das Rechte zu treffen. Auch üben ihre Aussprüche, die Vollstreckungen ihrer Urteile auf das Volk noch immer eine wunderbare Macht. Ist es geschehen, forscht niemand nach dem Warum. Wenn eines Morgens Gottfrieds Leiche auf der langen Brücke mit getrenntem Kopfe läge, wenn es hieße, daß er, verfemt, verdammt, von dem Schreckbilde des Volkes, der eisernen Jungfrau, umhalst, seine Übertretung gebüßt, alsdann wären alle schlimmen Folgen von der Person meines Fürsten abgewälzt."

„Ein heimliches Gericht!" rief Joachim. „Da sei Gott für. Was ich tue, soll das Licht der Sonne nicht scheuen, ich will's verteten vor männiglich."

„So erwartete ich es von meinem gnädigsten Herrn."

„Und du lächelst, wo mich in der Seele schaudert."

„Freimütig will ich es gestehen, mich befremdete der Gegenstand des Gesprächs. Während ich glaubte, daß mein Fürst mich zum Rat über Wichtigeres berufen, beschäftigt ihn ein elender Straßenraub. Vertieft dachte ich ihn mir in den großen Planen, wie wir endlich den sehnlichen Wunsch, die ernste Aufgabe seines Vaters lösen. Es ist eine Ehrenaufgabe Eures Hauses. Der Kaiser fordert es, daß jeder Kurfürst in seinen Landen eine Hochschule gründe, die Stände des Reiches dringen darauf, schon seit zwei Geschlechtern, Euer Vater hinterließ die Gelder —"

„Kannst du zweifeln, daß ich sie richtig verwenden werde?"

„Behüte mich der Himmel vor solchem Frevel! Doch begreife ich nicht, wie meines Fürsten Geist, ganz von diesem großen Geschäfte erfüllt, noch mit Dingen sich abgibt, die er seinen Räten und Dienern überlassen kann."

„Da, sieh hier", rief Joachim, und riß aus den Fächern seines Schreibtisches Papiere und Pergamente. „Hier fließt die Oder, hier ist Frankfurt; das ist der Riß zum Kollegienhaus; im künftigen Jahre wird der Bau begonnen. In dieser Kapsel ist die Bulle des Papstes, hier ist des Kaisers Freibrief, den mein Vater schon empfing. Dies Pack die Briefe, gewechselt mit den Gelehrten in Basel, Straßburg, Leipzig. Lächelst du wieder darüber?"

„Mein verdammter Mund, der so wenig ausdrückt, was die Seele denkt. Ich bin kein Gelehrter, wie mein Fürst, aber wär' ich's, ich könnte mich nicht mit andern Dingen daneben beschäftigen. Auf die Gefahr, meinem Herrn zu mißfallen, spreche ich es geradezu aus, es ist meine Pflicht als Mitglied Eures Geheimen Rates, wenn die Seele von einem Gegenstande erfüllt ist, sollte sie auch alle Kräfte ihm widmen. Wie lange hat sich's nun schon hingezogen, daß die Mark einer Universität entbehrt, weil Euer erlauchter Vater von zu vielen andern kleinen, lästigen Sorgen gedrückt war. Ob die Straßen fahrbar, ob sie sicher sind, ob die Zölle gut verpachtet, ob die Bierziese richtig eingeht, dafür können andere sorgen, aber das geistige Wohl Eures Volkes zu bewachen, zu diesem hochheiligen Geschäfte weiß ich nur einen, der fähig ist, und jeder Augenblick, den er zu anderen Beschäftigungen abstiehlt, ist ein Raub."

„Ein Fürst soll seine Augen überall haben."

„Und doch ist er nur ein Mensch. Indem er alles selbst sehen, nichts seinen Getreuen überlassen will, sieht er oft das Wichtigste nicht. Da ist es denn geschehen, daß Kursachsen uns zuvorkam, Wittenberg ist gegründet, und wir wollen noch Frankfurt bauen."

„Mein Frankfurt soll Wittenberg überflügeln."

„Aber schon entging uns der gelehrte Dr. Simon Pistoris. Er bleibt nun in Leipzig, weil sein Gegner, der Dr. Pollicius, nach Wittenberg gegangen. Diese Säule von Gelehrsamkeit, die allein eine Universität getragen, dieser erste Arzt Deutschlands, ist uns verloren."

„Ich meine, wir haben dafür einen andern, bessern gewonnen", sprach der Kurfürst mit freudestrahlenden Blicken, indem er ein eben eröffnetes Schreiben dem Ritter vorlegte. „Wimpina kommt!"

Lindenberg las und blickte mit dem Ausdruck der Überraschung und Freude auf: „In der Tat, das hatte ich nicht erwartet. Das ist ein Gewinn!"

„Ein ungeheurer, sage ich dir, Lindenberg. Eine Schule, auf weltliche Weisheit gegründet, ist ein halbes Werk; in Pistoris verloren wir einen großen Arzt des Leibes, in Dr. Koch gewinnen wir einen Arzt des Geistes, eine Säule der Kirche, den ersten Theologen Germaniens. Ich wünsche, du kenntest seine gelehrten Streitschriften. Noch kein Gelehrter hat mit solchen überzeugenden Gründen, mit solchem göttlichen Feuer seine Gegner niedergedonnert."

„Koch-Wimpina!" rief Lindenberg. „Derselbe, welcher in der Streitschrift gegen den Thoribäus die Zahl der Ehemänner der heiligen Anna, Christi Großmutter feststellte,*) und mit welcher glänzenden Beredsamkeit! Dr. Musculus las es in einer Abendgesellschaft bei Hofe vor, Eure Gnaden waren ja selbst zugegen. Ich darf gestehen, ich ging nie so erschüttert und erbaut nach Hause."

„Derselbe, Lindenberg! Kommen wir noch zu spät?" rief er triumphierend.

Der Geheimrat verneigte sich tief.

„Hast du noch etwas zu sagen? Hast du noch zu tadeln? Sprich es aus."

„Ich kann nur wiederholen, was mein Herr schon gesprochen. Eine hohe Schule ist wichtiger, als alles. Der Geist, der von da aus über die Mark sich verbreitet, wie aus einem reichen, vollen Flusse Wassergräben und Rinnen, wird den trocknen, dürren Boden durchsickern und die Früchte der Zucht, Gesittung, der Ordnung und des Fleißes herstellen. So bessern wir am besten, so allein den Zank, Mord und Grausamkeit, von denen der erlauchte Johannes spricht. Aber nur wenn der Fluß selbst klares Wasser ist. Daß die Worte, die mein Fürst sprach, in Granit über der Türe eingegraben würden: Eine Schule, auf weltliche Weisheit gegründet, ist nur ein halbes Werk. Herr, mein Fürst, laßt Euch nie verleiten durch den glänzenden Ruf der Gelartheit, beruft immer nur rechtgläubige Gelehrte, die Säulen werden der Kirche, nicht der weltlichen Wissenschaft. So nur wird Frankfurt aufblühen, wenn die Kirche hier ihre Säulen findet, wenn die Gelehrten festhalten an ihren Satzungen, unerbittlich auch in dem, was den weltlich Gelehrten eine Torheit scheint. Wo ist denn die Grenze zwischen, was der Verstand begreift und der Glaube faßt, und der ketzerische Dünkel, daß ich es bekennen muß, ist von alters in der Mark zu Hause; auch der Adel ist nicht davon frei, vielleicht daher die Verderbnis, die wir beklagen."

Joachim hatte ihn nur schwer ausreden lassen. „Tue ich es denn nicht?"

„Euer Wille ist gut, Eure Weisheit über alle Frage, aber dennoch weiß die Schlange unter allerhand Wegen in das Heiligtum zu dringen. Wer hat die Einsicht, auf allen ihren Krümmungen ihr zu folgen? Sagt man doch selbst von diesem Abt Trittheim —"

„Was?"

„Er ist gewiß ein großer Gelehrter. Sei es auch fern von mir, zu zweifeln, daß er ein gläubiger Christ sei. Aber man meint doch, daß er für einen Christen sich zu sehr in die Naturwissenschaften vertieft. Da spricht man von wunderbaren Dingen —"

„Ich weiß es. Das dumme Volk hält jeden für einen Zauberer, der in ihre Geheimnisse zu dringen sucht."

„Auch in die verbotenen, Herr?"

„Die Naturwissenschaften sollen frei sein. Das will ich, Lindenberg. Da sind noch Dinge verborgen, die wir aus tiefen Schachten fördern müssen, wie das Gold, das erst in der Sonne glänzt. Da muß man den Arbeitern freie Hand lassen, zur Ehre Gottes. Und schützen muß man sie gegen das Volk. Das ist der Fürsten Pflicht. Ich will das Licht. Was senkst du die Augen?"

„Ich will es glauben, daß der Abt Trittheim kein Zauberer ist, da mein Herr es mir versichert —"

„So wenig als ich es bin." **)

„Aber ich will es nicht für gewiß behaupten, doch hörte ich es von sicheren Leuten, er deutele an der Geschichte von Josua und der Sonne. Das Scheinbild der Sonne habe nur stillgestanden, die Sonne aber sei weitergegangen."

„Trittheim! — Nein, das darf er nicht. An den Grundfesten der Religion darf auch die Wissenschaft nicht rütteln. Beruhige dich, Lindenberg, ich werde mit ihm darüber sprechen. Er wird sich von seinem Irrtum überzeugen lassen."

„Er wird es, davon bin ich überzeugt. Mein gnädigster Herr, vielleicht beleidige ich Eure bessere Einsicht, ich spreche

---

*) Faktum, wie auch die übrigen Anführungen. Koch-Wimpina, als Rektor der Universität Frankfurt, nachmals der größte und wirksamste Gegner der Reformation in der Mark.

**) Weil Trittheim seine Zeitgenossen an Kenntnissen übertraf und auch in den sogenannten geheimen Kenntnissen der Sternkunde, in der Physik, Chemie und Arzneikunde bewandert war, wurde sowohl er wie sein Schüler, der Kurfürst, von vielen für einen Schwarzkünstler gehalten.

ja nur als Laie, aber verzeiht mir, oder verdammt mich, ich konnte nicht anders."

Mit dem Ausdruck immer steigenden Wohlgefallens hatte der junge Fürst ihm zugehört. Er faßte seinen Arm: „Linderberg, das ist gesprochen wie —"

Er unterbrach sich selbst, wie von einem plötzlichen Entschluß durchzuckt, und eilte nach einem kostbar mit Elfenbein ausgelegten Nußbaumschrank, dessen schweres Schloß er aufdrehte. Aber ebenso schnell ließ er es wieder ruhen: „Nein, nicht hier, morgen vor dem ganzen Hof will ich dir meinen — werde ich dir antworten."

Mit einem gnädigen Kopfnicken entließ der Fürst den Geheimrat. Er ergriff noch einmal das Testament des Vaters und las die Stelle:

„Straf' die Schmeichler, die alles dir zuliebe und nichts zu des Landes Wohlfahrt reden. Wirst du ihnen folgen, so wirst du deine klugen Räte verlieren. — Des Schmeichlers Rede gleichet dem Schlangengifte, welches im süßen Schlaf zum Herzen dringt und den Tod wirkt, ehe man es gewahr wird."

Indem er das Pergament wieder in den Schrank verschloß, sprach Kurfürst Joachim: „Gelobt sei der Herr, ich habe einen Rat, der kein Schmeichler ist."

(Fortsetzung folgt.)

Russische Witwendörfer.

Vier Millionen Frauen zuviel.

Opfer des Krieges. — Wann kommt das Glück? — Witwenkommunen. — Die „Kuß-Sitzungen". — Strengere Ehegesetze!

Nach der letzten amtlichen Volkszählung gibt es in Rußland vier Millionen Frauen mehr als Männer. Die „Prawda" hat sich dafür interessiert, welche Wirkungen diese, wie man weiß, allen Ländern gemeinsame Erscheinung nun auf die Frauen selbst und ihre moralische Verfassung ausübt, und sie hat zu dieser Erkundung einen Sonderberichterstatter ausgeschickt, dessen Feststellungen an so autoritativer Stelle jedenfalls nicht als zuungunsten des Sowjetregimes gefärbt verworfen werden können. Überall auf dem flachen Lande, so hat der Jounalist beobachtet, kann man sehen, wie sich die jungen Mädchen und Frauen, die früher eine untergeordnete Stellung einnahmen, vollständig frei und in jeder Beziehung ungeniert fühlen. In einem Dorfe gibt es beispielsweise 296 Frauen zu viel; davon sind 179 Witwen. Der Weltkrieg, der darauf folgende Bürgerkrieg und die Hungerjahre haben in jedem Dorf unter den Männern schreckliche Ernte gehalten. Die Witwen bringen jetzt, wie die Bauern sagen, „die Auflösung der Moral ins Dorf". Es sei ja selbstverständlich, so fügt man entschuldigend hinzu, daß auch die Witwe auf ein bißchen Glück Anspruch hat. Woher soll sie aber den Mann nehmen, wenn nicht einmal die jungen Mädchen einen Gefährten finden können? Jede Witwe löst diese Frage im Einklang mit ihrem Temperament und ihrer Lebensauffassung. Da sieht man z. B. am Dorfende drei halbverfallene Häuser. Jedes Haus ist von einer Witwe bewohnt. Das sind die „ruhigen Witwen" des Dorfes. Sie verrichten ihre Feldarbeiten und sitzen am Abend auf der Bank und schauen mit starren Augen ins Leere. Sie sprechen kein Wort; woher sollten sie auch Gesprächsstoff haben? Furchtbare Erschütterungen sind über sie hinweggebraust. Da hocken sie nun und schweigen und warten vielleicht auf einen unverhofften Glückszufall. Andere nehmen es weniger ernst. Ihre Häuser sind abends hell erleuchtet, Musik und Gesang tönen aus den offenen Fenstern. „Das Weib ist toll geworden, mit ihr ist nichts mehr zu machen", sagen die Bauern kopfschüttelnd. Diese Witwe hat nämlich aus ihrem Hause eine Stätte des Lasters gemacht, wo es allabendlich zum Ärger der Bauern toll hergeht. Da gibt es große Trinkgelage und regelmäßig wüste Schlägereien. Der Dorfsowjet hat sich schon mehrmals versammelt, um ein Mittel zu finden, mit dem man das „tolle Weib" bändigen könnte. Aber jedesmal, wenn ein Abgesandter des Sowjets bei ihr erschien, erklärte sie ihm, daß ihr Haus ihre Burg sei, wie es in England heiße: my home, my castle! Und den Leuten vom Sowjet bleibt nichts übrig, als unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Sie treibt ihren Unfug weiter, schimpfen die Bauern.

Im Gouvernement von Saratow kam der Korrespondent in ein großes Dorf, das ausschließlich von Witwen bevölkert war. In dem ganzen Dorf war kein einziger Mann zu finden. In einem anderen Gouvernement gibt es mehrere solcher Witwendörfer, die sich sogar zu einer richtigen Witwenkommune zusammengeschlossen haben. Im Dongebiet gibt es eine Witwenkommune, die nicht weniger als 40 000 Witwen zählt. Eine nicht unbeträchtliche Zahl dieser Witwen will sich aber mit ihrem Schicksal nicht zufrieden geben und das Leben auf eigene Art genießen. In einem Dorfe haben die Witwen eine bisher ganz unbekannte Sitte eingeführt, die die charakteristische Benennung „Witwensitzung mit Küssen" erhalten hat. Dem Beispiel der Witwen folgen bedauerlicherweise auch die jungen Mädchen. So ist in vielen Dörfern folgendes Verfahren üblich geworden: wenn die Sommerarbeit vollendet ist, mieten Gruppen, die aus zehn bis fünfzehn jungen Mädchen bestehen, für den ganzen Winter bis zum Osterfest irgendeiner Witwe oder einem Bauern ein geräumiges Haus ab und zahlen dabei eine ziemlich hohe Miete. Außerdem muß jedes Mädchen für den gemeinschaftlichen Haushalt 30 Kilo Mehl, 30 Kilo Kartoffeln, 2 Kilo Butter, eine bestimmte Menge Holz und Petroleum mitbringen. Dreimal in der Woche werden dann „Sitzungen mit Küssen" abgehalten, die durch Plakate im voraus angekündigt werden. In einem Dorf zählt man bisweilen zehn bis fünfzehn solcher „Kußhäuser". Die jungen Burschen ziehen dann mit Musik von einem „Kußhaus" zum andern. Sie schauen durchs Fenster und treiben mit den Mädchen ihre keineswegs harmlosen Späße. Der Vorsitzende des Sowjets hat dem Journalisten selbst erklärt: „Man kann unsere ehemals so schüchternen jungen Mädchen nicht mehr wiedererkennen. Wir sind völlig machtlos. Wenn ich meine Tochter frage, wo sie gewesen ist, antwortet sie mir ganz frech: „Ich war zur Kußsitzung eingeladen!" „Diese Kußsitzungen", so beklagt sich der Vorsitzende weiter, „bleiben selten ohne Folgen". Oft enden sie allerdings auch mit einer Heirat. Im russischen Dorf wird eifrige Propaganda für die registrierte Ehe getrieben, da bei einer registrierten Ehe der Alimentationsprozeß viel leichter ist. Da Rußland einen sehr starken Bevölkerungszuwachs aufweist, braucht die Regierung wegen des Steigens der Geburtenzahl keine Sorgen zu haben.

Selbst den Mädchen gefällt diese ungebundene Freiheit, dieses schrankenlose Sichgehenlassen keineswegs. Sie beklagen sich selbst darüber, daß die männliche Jugend „sie nicht achte und in ihnen nur ein Spielzeug sehe". Was angesichts solcher Sitten wirklich nicht wundernehmen kann. Eine junge Witwe wußte sich dadurch zu helfen, daß sie sich aus der nächsten Kreisstadt einen Chinesen mitbrachte, den sie auch heiratete. Zuerst wurde sie von dem ganzen Dorf ausgelacht, später aber gab man ihr Recht. Der Chinese, der Sun Min Li hieß, wurde von den Bauern in Semjon umgetauft und erwies sich als der gescheiteste Mann im Dorfe. Er arbeitet überall mit dem größten Fleiß, rühmen ihm die Bauern nach, er verkaufte Kolonialwaren, ist seiner Frau treu und kann sogar nicht nur Samogon (Schnapsersatz) trinken, sondern ihn sogar brauen.

Der Korrespondent der „Prawda", der alle diese Zustände mit dem größten Freimut schildert, kommt zu dem Ergebnis, daß eine Befestigung der Moral im russischen Dorf eine der aktuellsten und dringendsten Aufgaben der Regierung sei. Ein unerläßliches Mittel sieht er in der strengen Fassung der Ehegesetze; denn bei dem derzeitigen Wirrwarr in den Eheverhältnissen sei die wirtschaftliche Grundlage der Dorfgemeinschaft stark gefährdet. Und ohne diese Grundlage könne auch ein kommunistischer Staat nicht bestehen!

R. W. Z.

Das abgewöhnte Peitschenknallen.

Humoreske von Hans Karl Abel.

In dem weinberühmten Städtlein Reichenweier im Elsaß lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein wegen seiner Späßlein allgemein beliebter Gastwirt, der Herr Preiß im „Sternen". Er hatte die Gewohnheit, sich zu seinen Gästen zu setzen und an ihrer Unterhaltung teilzunehmen, und so kam es, daß er oft sehr spät ins Bett ging. Darum schlief er auch gern in den Tag hinein.

Auf einmal wurde ihm diese angenehme Lebensweise gründlich verdorben. Sein Nachbar hatte einen jungen Knecht, den blonden Johann, in seinen Dienst genommen, der nun jeden Morgen in aller Herrgottsfrühe den guten Sternenwirt mit lautem Peitschenknallen aus dem besten Schlaf riß.

Was war da zu machen?

Ein anderer hätte ihn wohl darum gescholten und durch sein Aufbegehren vielleicht gerade das Gegenteil von dem erreicht, was er wollte; unser Herr Preiß im „Sternen" aber war ein kluger Mann und faßte die Sache folgendermaßen an:

„Johann", sagte er zu dem jungen Burschen, „du glaubst gar nicht, wie mich das von Herzen freut, wenn ich dich am frühen Morgen so lustig mit der Peitsche knallen höre. Da muß ich immer denken, der Johann ist doch ein rechter Fuhrmann, einer, der seine Pferde lieb hat und stolz auf seinen Beruf ist. Weißt du was, ich stelle dir jetzt jeden Abend ein Schnäpschen draußen ins „Kapellele" — das war eine kleine Mauernische — „da findest du dann immer, wenn du vorbei-

fährst, in der Frühe eine Belohnung für dein freudiges Knallen. Ich hör's, wie gesagt, gar zu gern!"

Gesagt, getan.

Der Bursche fand seine Schnäpschen an jedem Morgen, wo es der gute, alte Mann hinzustellen pflegte, und aus lauter Dankbarkeit knallte er ihm zehnmal mehr, als er es sonst getan hätte.

Das ging so einige Wochen lang.

Auf einmal fehlte das Gläschen in dem „Kapellele".

Der Johann denkt: „Das hat der alte Herr diesmal vergessen." Aber er knallt ihm doch seinen Morgengruß, er kann auch einmal einem Mitmenschen einen Gefallen ganz umsonst tun.

Als aber am nächsten und am übernächsten Tage die kleine Nische wiederum leerstand, sagte der Johann ärgerlich vor sich hin: „Wenn du so vergeßlich bist, du alter Kauz, und so schlecht Wort hältst, dann such' dir einen, der dir knallt! Ich bin nicht so dumm!" und fuhr vorüber, ohne seine Peitsche anzurühren.

So kam es, daß der Johann dem Sternenwirt nicht ein einziges Mal mehr geknallt hat.

Kleinstadtidyll bei Nacht.

Von Kläre Kerkow.

Der alte, unergründlich tiefe Zauber! Schläfrig lehnen die Häuser aneinander. Die Dachbalken haben ihre Schindelkappe tief über die Ohren gezogen und lauschen müde der Unterhaltung ihrer Herren. Das unverdrossene Lied: die schlechten Geschäfte, die hohen Preise! Bald hören sie nichts mehr. Die Dunkelheit sinkt tiefer. Eine Tür nach der anderen schließt sich. Hier noch ein Licht; dort im „Schwan" eine trüb' erhellte Fensterreihe. Ein holpriges Klavier klappert. Handfeste Bässe, für die Eichendorff-Frage „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?", vom Dirigenten immer wieder mit neuem Mut in Angriff genommen.

Wie weich der Sternenglanz auf dem Rathausdach ruht. Und dort auf der Pfarrkirche leuchtet das Turmkreuz hell im ersten Mondlicht auf, das immer voller das zitternde Heer der Himmelsfunken verlöscht. Silber fließt aus den Brunnenröhren, strömt von den Ulmenzweigen, umfriedet die stillen Grabsteine, die aus der Friedhofspforte lugen. Silber liegt auf dem Denkmal des alten Komponisten. Das Wasser rauscht in das verwitterte Steinbecken. Eine Eule fliegt geisterleise vorbei. Eine Standuhr schlägt aus einem offenen Fenster. Sonst alles still. Und überall der Duft der Linden, das Atmen der Gärten, der kühle, feuchtblaue Dunst des Wassers. Das Ohr lauscht und hört Lieder, deren Fäden überall in der Luft laufen und ihres Dichters harren. Sehnsucht quillt, Sehnsucht nach der fernen Kindheit, nach dem Vaterhause, das nicht mehr ist, das einst war wie das Lied seiner Besten: tief, rein, fromm.

Von der Arztwohnung her erklingt Musik. Ich trete in den Schatten des Hauses. Ein Quartett spielt. Vier Grauköpfe beugen sich über die Noten in seliger Selbstvergessenheit. Mozart! Strahlend schreitet der Große durch die Nacht und löscht die Stimmen, die so traumschwer müde machten, und füllt das Dunkel mit seinem göttlichen Licht.....

Ich sehe die Häuser, die Bäume nicht mehr. Weit steht der Himmel offen und Stern um Stern singt das Lied von der ewigen Schönheit!

Die Nützlichkeit der Raubvögel.

Von Dr. R. Wegner, Berlin.

Das ist sicher ein Irrtum, es soll wohl Schädlichkeit heißen! Wie, Raubvögel sind nützlich? Sie, die Vögel und Tiere auffressen und sonst noch allerlei Unheil anrichten! Und doch stimmt meine Behauptung! Die meisten Menschen betrachten die Tatsachen nur von der einen Seite, ohne die entgegengesetzten Meinungen zu hören. Die Begriffe nützlich und schädlich gibt es in der Natur nicht, wir haben sie erst von Fall zu Fall gebildet. Dem einen erscheint dieses, dem anderen jenes Tier nützlich zu sein. Jede Tierart paßt in die Gegenwart hinein und füllt seine Stelle im Haushaltsplane der Schöpfung aus. Alle Vögel rauben, um ihr Leben zu fristen, die Nachtigall mit ihrem schönen Gesang und die nützliche Meise fressen Insekten, damit sie und die Jungen bestehen können. Ein Raubvogel bietet wegen seiner Größe ein gar zu schönes Ziel, um die Schießfertigkeit an ihm zu erproben. Dann wandert der prächtige Vogel zum Ausstopfer, um später das Heim des Schießers, wo er allabendlich von den Motten zerfressen wird, zu schmücken. Immer seltener und spärlicher werden bei uns diese Tiere, bis sie schließlich ganz verschwinden. Das Gesetz hat sich ihrer angenommen und die meisten als Naturdenkmäler erklärt, die unseren Nachkommen zu erhalten sind. Ferner trägt die Kultivierung der Landschaft dazu bei, ihre Bestände zu lichten. Wälder holzt man ab, Seen und Flüsse werden reguliert, Sümpfe ausgetrocknet usw. Damit verlieren viele Raubvögel ihren Lebensunterhalt, sie wandern aus oder gehen ein. Eine bessere Sanitätspolizei in der Fauna als sie gibt es kaum. Kranke und schwerfällige Tiere, die sich nicht schnell genug von ihren Angriffen zu retten vermögen, fallen ihnen häufig zum Opfer. Manche Tierseuchen sind hierdurch verhindert worden. Andererseits dienen ihnen Tiere zur Nahrung, die sich stark vermehren, wie die wenig beliebten Krähen, Eichelhäher, Sperlinge, Mäuse, Raubzeug usw. Natürlich fangen sie auch harmlose Kreaturen, aber das tut der Natur keinen Abbruch, sondern fördert sie nur. Es wird so ein gewisser Ausgleich geschaffen; was überhand nimmt und krank ist, muß untergehen. Städter kennen kaum noch Raubvögel und genießen nur bei ihren Ausflügen Freude an den herrlichen Flugbildern der kühnen Flieger. Adler, Falken, Bussarde, Weihen, Habichte, Sperber, Eulen, sie alle verdienen Schonung und dürften nur bei besonderen Vorkommnissen, aber nicht in der Brutzeit, in vereinzelten Fällen abgeschossen werden. Steinadler und Uhu gehören heute in Deutschland zu den größten Seltenheiten. Ein See- oder Fischadler wird in den benachbarten Gewässern die Fische niemals dezimieren können, dazu ist deren Anzahl viel zu groß. Man soll nicht nur die Untaten, sondern auch die guten Eigenschaften der Raubvögel hervorheben, dann wird sich eine ganz andere Auffassung über sie in der Natur ergeben. Sie erweisen sich im Grunde genommen nur als Förderer der Natur und Gehilfen der Menschen.



Bunte Chronik



* **Allerhand Interessantes von den Pflanzen.** Der Botaniker Caspary beobachtete ein Victoria-Regia-Blatt, das in der Breite pro Minute 1/4 Millimeter wuchs. — Die Rinde der Birke wird in steinarmen Gegenden beim Wegebau verwendet, da sie wegen ihres Harzreichtums fast unverweslich ist. — Der Kuhbaum in Guatemala, aus dessen Rinde Milch hervorquillt, wird regelmäßig gemolken. — Die Illigefrüchte enthalten 50 Prozent Zucker. — Die Blüten der Pflanzen in Polargegenden beschränken sich auf die Farben weiß, gelb, purpur. — Der Kunst des Züchters ist es schon gelungen, Äpfel ohne Kerne und Rosen ohne Dornen hervorzubringen. — In Deutschland gibt es erst seit dem 16. Jahrhundert Flieder. — Der Name des Heidekrautes Erica wird immer falsch ausgesprochen: er muß auf der vorletzten Silbe betont werden. — Farnkräuter werden in den Tropen 16 Meter hoch. — Um ein Pfund Honig zu bilden, muß eine Biene 280 000 Kleeblüten besuchen. — Es gibt in Deutschland 7000 Arten wildwachsender Blumen. — Die Kiefer allein nimmt nicht weniger als zweidrittel der gesamten Waldfläche des Deutschen Reiches ein. — Ein einziger Kohlkopf verdunstet täglich in 12 Stunden 650 Gramm Wasser. — Oleander, Goldregen, Maiglöckchen und verschiedene andere Blumen, die unser Auge entzücken, sind giftig; Oleander sollte nie im Zimmer wachsen, Goldregensträuße sollten nie den Tisch des Zimmers schmücken. — Wenn man ein Weinblatt in eine verkehrte Stellung bringt, dreht es sich innerhalb 48 Stunden wieder in seine frühere Lage zurück. — Der Hopfen windet sich ganz entgegengesetzt zur Feuerbohne um seinen Stützpunkt. — Im 16. Jahrhundert gab es in Deutschland nur zwei verschiedene Arten von Rosen.

•

* **Im Lande des Überflusses.** Es ist kein Märchen, sondern eine Tatsache, die aus den Polizeiberichten aus dem Lande des Überflusses, aus Florida, entnommen ist. In Miami mehrte sich die Anzahl der auf der Straße herumstehenden Automobile, die der Eigentümer einfach hatte stehen lassen. Diese nicht abgeholten Wagen wurden schließlich zu einer solchen Störung des Verkehrs, daß die Polizei sie abtransportieren lassen mußte und erklären ließ, sie würde sie zugunsten der städtischen Verwaltung verkaufen, falls sich nicht innerhalb von sechs Monaten der Eigentümer melden würde. Aber selbst dieser Aufruf an die Anhänglichkeit der Autobesitzer hatte keinen großen Erfolg. 200 Wagen wurden nicht reklamiert, darunter nicht nur alte, ausgerattete Kisten, sondern auch neue und wertvolle Autotypen. Wie hoch muß der Wohlstand eines solchen Landes sein, das nicht nur herrenlose Hunde und Katzen, sondern auch herrenlose Autos kennt.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.